

Die letzte Welle.

Roman von Hans Vektor.

(12. Fortsetzung und Schluß.)

Und schnell, leise, nur für sie hörbar:

„Ich muß Sie heute noch sprechen — muß — im Garten unten, am Ufer — ich werde warten.“

Ganz herrlich klang das, doch ihr Erscheinen es nur wie ein Ruf zum Glück — sie neigte, unmerklich fast, den Kopf — und was auch immer noch in ihr drögen streift und sie zurücktreiben wollte — sie wußte, daß sie seinem Rufe folgen würde.

Und dann war sie zu ihm gegangen.

Ohne ein Wort zu sprechen erst, ohne zu fragen, Erklärungen zu fordern, hielten sie sich in den Armen — sie schmiegte sich an ihn — all das tagelange zerrende, zweifelnde Grübeln war ausgelöscht, ein Jubel in ihm, vor dem alles andere zurückwich — nur nach ihren Küffen verlangte ihn, immer wieder küßte sie seinen Mund auf dem ihrigen — und als sie nach Atem rang, küßte er ihre Augen, ihre Stirn, ihren Hals — jetzt nur nicht sprechen, nichts hören, den Augenblick festhalten, das Glück nicht von sich lassen!

Und dann, mit einem Ruck, hielt er sie doch von sich ab; er wollte ihre Augen sehen, nochmals die Hingabe darin lesen — und als ob seine Liebe dadurch noch an Kraft gewonnen, preßte er sie von neuem an sich und küßte sie wieder und wieder.

In der gleichen Stunde stand an einem Fenster des Hotels ein bleicher Mann und sah mit starren Augen auf das Bild unter sich.

Schon den ganzen langen Tag über hatte er sich mit Gedanken gequält, die ihn erschöpft hatten, in ihm wühlten — nachdem er den Brief der Mutter an ihre Tochter gelesen. Die Furcht, daß der Augenblick gekommen sei, er Alice verlieren könne, übermäßig — taum zurückgebrängt — ein banges Gefühl — sein Denken, wie oft er sich auch gesagt, daß sie nicht von ihm gehen, ihr Wort nicht brechen würde.

So sicher war er gewesen! Der Gedanke, daß sie ihren Mann nicht vergesse, seiner ihm stillen noch gedente, diese einzige Sorge war verschwunden — der Ruf der Mutter, der Vorwurf für ihn hatte neue Sorgen herausbeschworen.

Wußte nicht das Erwachen kommen, die Erkenntnis, daß an seiner Seite ihr Leben ein verpfeiftes sei — daß sie noch jung war, noch Forderungen an das Leben hatte — andere, größere, als mit einem Kranken aus Mitleid in der Welt herumzuerufen?

„Aus Mitleid! — Warum denn das ein so großes Gefühl, daß es alle andere auslöschten könnte? — Was es nicht viel höhere, gewaltigere — die, wenn einmal erweckt, darüber hinauszuwachen, sieghaft und fordernd!“

Kannte er nicht selbst ein solches — war es nicht die Liebe, die ihn alles hatte hinnehmen lassen, ihn zwang, seinerleis zu fordern, egoistisch, ohne Mitleid, das sich auch in ihm für die sich Opfernende hätte regen müssen?

Und wieder ruhiger geworden; er konnte ja mit ihr sprechen, ihr sagen, daß sie in die Heimat zurückkehren, die Eltern besuchen würden!

Wie ein Geizhals suchte er — das Gerümpel — Kleinste, was er geben konnte.

Gleich nach ihrer Heimkunft von dem Witt hatte er mit ihr sprechen, ihr als Christgeheim anbieten wollen, was er sich ausgeliefert — aber als sie von Tisch aufstanden, er schon die Bitte auf den Lippen gehabt, ihm eine Stunde zu schenken — sie war ja heute von allen Seiten in Anspruch genommen, daß sie nicht einen Augenblick allein sein konnte — war dieser unglückliche Doktor Müller, der seit dem Morgen verschwunden gewesen, wohl irgendwo bei den Ausgrabungen gesteckt hatte, und den Graf Stenbach schon als Verlorenen ausströmen lassen wollte, erschienen und hatte die ganze Gesellschaft zurückgehalten.

Feierlich, mit ernster Miene war er ins Speisezimmer getreten, hatte, nachdem er alle Gäste um sich versammelt, einen länglichen, schwarzen Gegenstand aus der Brusttasche gezogen, triumphierend in die Höhe gehalten und mit fast entzücktem Blick auf seinen Befehl gesagt:

„Eine Mumienhand — für vier Schilling erstanden! Sehen Sie diese Form!“

Er hatte nicht zu Ende sprechen können, denn während lieblosend seine Augen auf dem schrecklichen Dinge ruhten, war die Gesellschaft auseinandergeflohen, die Damen sich schüttelnd vor Grauen — auch Alice war mitgegangen.

Nur Frankville war zurückgeblieben. An diesen trat Doktor Müller jetzt heran; einen Blick der Geringschätzung nach der Tür werfend, durch die alle verschwunden waren, sagte er:

„Nun können Sie sich das Ding in Ruhe betrachten, Herr von Frankville, ich wiederhole: diese Form, der

feine Bau der einzelnen Glieder läßt auf eine Frauenhand schließen, ich schätze das Alter der Hand“ — einen enblosen Vortrag hielt er, und während Frankville nur den Augenblick herbeisehte, mit Alice sprechen zu können, mußte er hier zuhören und ab und zu ein Wort fagen, um den Doktor nicht zu verlegen.

Später kam dann der Gang nach dem Kloster, die Aufforderung zur nächtlichen Messe, das Souper — nicht eine Minute hatte er sie für sich gehabt, fast hatte es ihm geschienen, daß sie sich absichtlich fernhielt.

Das war etwas Fremdes, Neues für ihn. Das frühere Quälen seiner Gedanken hatte wieder angefangen, und als alle nachts das Hotel verließen, er allein zurückgeblieben war, hatte er nicht schlafen können, war unruhig im Zimmer hin und her gegangen.

Dann, als er das Geräusch der Zurückkehrenden gehört, war er ans Fenster getreten, aus dem sehnächtigen Verlangen heraus, sie wenigstens noch zu sehen.

Endlich, sich schnell verabschiedend, wie es ihm schien, war sie ins Haus gelaufen — er hatte gehört — wie leicht kam sie noch, klopfte an und fragte, wie es ihm ergehe — gestern hatte sie das getan, nach dem Rufe zu dem Tempel von Karnak. — Heute wartete er vergebens — es blieb still — ihren Schritt hörte er nicht — sie mußte doch an seinem Zimmer vorüber! Wo blieb sie? ...

Noch immer stand er am Fenster und blickte hinaus.

Vor ihm der mondbeleuchtete Garten, in dem jeder Strauch, jede Palme deutlich erkennbar war.

Und dann — war das nicht ein Mensch, der dort ging, unruhig hin und her, wie er selbst vorher hier im Zimmer gegangen?

Ein Gebüsch verbarg die Gestalt einige Sekunden — jetzt trat sie wieder heraus in das Mondlicht — deutlich erkannte er Baron Trojander.

Und jetzt — vom Hause kommend, eine zweite Gestalt, eine Frau.

Er stöhnte laut auf — er hatte Alice erkannt.

Starr blickte er auf die beiden.

Er wollte fort zum Fenster, nichts sehen von dem, was da vorging — doch blieb er stehen.

Er wollte den Blick abwenden, sich die Augen mit den Händen bedecken — doch er beugte sich vor, seine zitternden Finger krampften sich um den Fensterrahmen, es war ihm, als ob er das Fenster aufreißen, laut hinunter-schreien möchte — und er blieb stumm. Ein Lauscher, ein Zuschauer, der gespannt auf die Entwicklung des Dramas wartete.

Was hatte er gesehen?

Wie der Mann die Frau in seine Arme genommen, geküßt — wie sie dann später eng aneinandergeschmiegt im Garten auf und ab gegangen — jede Handbewegung, fast jeden Blick hatte er angloß beobachtet.

Jetzt würde sie sich von ihm reißen — würde nach dem Hause, nach seinem Fenster deuten — sie mußte sich doch erinnern, daß da oben ein Kranker war, dem sie ihr Wort gegeben, den sie nicht verlassen durfte! — Nichts geschah, ruhig wanderten die beiden auf und ab — so viel hatten sie sich zu sagen, daß sie Zeit und Ort zu vergessen schienen.

Endlich — Alice suchte sich aus den Armen ihres Begleiters zu lösen — sie konnte sich nicht gleich befreien — irgend etwas, eine Spitze, eine Schleife an ihrem Kleid hatte sich verwickelt, daran wurde sie festgehalten, sie mußte das erst befreien — ein leises Aufschauen — wie ein Weitschneib für den Lauscher — dann standen sie wieder eine kleine Minute — bei beiden Händen hielt er sie, stumm sahen sie sich in die Augen.

Und wieder küßten sie sich — nochmals — ein letztes Mal — aber jetzt wie zu kurzem Abschied — wie Menschen, die mit sich klar sind, die ihr Glück bestimmt haben, die wissen, daß ihnen ein neuer, leuchtender Tag bevorsteht.

Und nun — endlich — trennten sie sich.

Alice eilte dem Hause zu, einige Minuten später folgte ihr Trojander. Frankville horchte nach der Tür hin; schon hörte er ihre Schritte.

Wenn er jetzt die Tür öffnete — zu ihr sprach, ihr sagte, daß er wisse, was geschehen — daß er alles gesehen — daß sie ihr Wort gebrochen, ihn verlassen wolle — vielleicht gewann er sie sich zurück.

Er fühlte den Schlag seines Herzens bis zum Halse heraus.

Ein anderer Gedanke — ein Fischen zum Schicksal nach Tod, nach Erlösung; „Erbarnt dich meiner — laß mich sterben!“

Die Schritte Alicens kamen näher, waren schon ganz nahe.

Er wollte zur Tür stürzen — zu spät — leise klopfte eine Tür, er hörte das Geräusch eines sich im Schloße drehenden Schlüssels.

Zu spät!

Was hätte er ihr auch sagen sollen? Gab es Worte, die Mitleid in Liebe wandeln konnten?

Mitleid — was anderes hatte sie für ihn gehabt? — Und wenn ihre Liebe zu jenem sich durch das Mitleid für ihn befinden lassen würde — wozu ein Leben stand ihm bevor?

Würde er je vergessen können, was er heute erlebt? Würde nicht jeder Augenblick ihm zurückströmen, was er gesehen? — Drohte ihm nicht Verzweiflung bei jedem Wort, daß sie mit einem Manne sprach, jedem Blick, den sie mit einem andern tauschte?

Welchem Wahn hatte er sich hingegeben — sich in Sicherheit gewiegt nach jener letzten Aussprache auf der Fahrt nach Alexandria!

Noch gestern hatte er zur gleichen Zeit hier am Fenster gestanden, ihre Rückkehr von dem nächtlichen Ritt erwartet — mit Sehnsucht zwar, aber auch mit Ruhe — mit der Ruhe eines, der weiß: „Sie kommt zurück zu dir, sie ist nur auf eine Stunde von dir fern, sie wird wieder bei dir sein, bei dir bleiben.“

Hatte sie heute abgelegt? War damit nicht der letzte Funke Zweifel ausgelöscht, der ihm immer noch gequält hatte, wenn sie in trüber Stimmung war — wenn er sich ausgemalt hatte, daß sie noch an jenen andern zurückdachte?

So nahe hatte er sich am Ziele geglaubt — nie war ihm der Gedanke an einen Fremden, Dritten gekommen — ihm allein würde sie fortan gehören.

Er ließ sich schwer in einen Sessel fallen und starrte in die Ferne.

Wie gestern leuchteten die Memnonsäulen drüben in Theben im Mondlichte herüber — das gleiche Bild jeden Abend, jede Nacht — und nach den Abenden und Nächten die Tage, die er hinleben sollte — ohne sie.

Ein Grauen packte ihn — eine abergläubische Angst — daß das die Strafe sei für seine Tat: Hatte er sie nicht von ihrem Manne losgerissen, ihren Hilfen, erregten Zustand benützt, um sie an sich zu ketten? Wäre sie nicht doch zurückgekehrt in ihr Haus, hätte sich verführen lassen, wäre glücklich geworden?

Und nun war sie ihm doch verloren — ein Fremder hatte sie ihm entziffen.

Wieder kehrten seine Gedanken zu seinem künftigen Leben zurück: Vielleicht nur noch ein paar Jahre — oder nur Monate — oder Wochen. Vielleicht auch nur Tage — aber gab es eine Möglichkeit, auch nur diese zu durchleben — allein, ohne sie? ...

Konnte er die Bilder der Nacht, das Rauchen des neuen Tages ertragen, jedem Morgen mit zerrissenem Herzen entgegentreten — immer nur mit dem einen Gedanken: „Du bist allein, sie ist fort — ein endloses Trümmersfeld, ein über Weg liegt vor dir?“

Das sollte sein Leben sein! ...

Er erhob sich mühsam, schwankte an den kleinen Tisch, der vor seinem Bette stand. Er mußte sich festhalten — so schwach hatte ihn die Aufregung, das qualvolle Denken gemacht.

Dort stand Alicens Bild. Sein Blick fiel darauf — eine heiße Welle überstürzte ihn. Und dann — so dunkel wurde es um ihn her ...

Wilde, in behaglicher Lässigkeit fant er auf sein Bett. Wie in weiter Ferne sah er sein Leben vorüberziehen: Ein Brausen und Fluten wie auf dem Meere — ein Steigen und Fallen — und nun diese letzte klingende Welle ...

Es war gut — alles war gut, wie es geschah ...

Alice — Trojander — sie würde glücklich sein an dessen Seite — geboren.

Auch er war geboren. Von fern her drangen leise flutende Töne an sein Ohr — ein träumender Vogel — oder Musik? — nein: Alicens Stimme ... Sein Bewußtsein schwand — noch einmal setzte sein Herz, wie von dem letzten Gedanken bewegt, zum hämmern den Schlag an — dann stand es still. Um den Mund war ein Lächeln wie bei einem Schlafenden, und auf dem toten Antlitz ruhte leuchtender Friede ...

Ende.

— Der beste Beweis. Sie: Hier in der Zeitung steht, daß in einem Glas Wasser eine halbe Million Bazillen enthalten sind.

Er: Ja, da steht's, daß heutzutage alles überfüllt ist.

— Und ant ist der Welt Lohn. Das ist der Dank von dem Herr! Lade ihn zur Jagd ein, und ruhig schreie er mir den einzigen Hasen weg!

— Unter Bettlern. Ede: Du, Ruhe, komm mal ran an de Litschäule, id gloobe, da steht ein neuer Telegramm dran!

Lute: Lieber nich, et könnten vielleicht Schanzarbeiter gesucht werden!

— Unter Stroichen. Unsere Soldaten, die Nächte durch in den Schützengräben liegen müssen, beneide ich nich. Unsererem würde det nich usshalten.

Unsererem erst recht, denn wie oft müssen wir nachts im Strahlenregen liegen, wat ungefähr daselbe is.

— Betrug. Händchen (entrüstet): Du, Vati, mein Schaulspferd hat wohl der Weihnachtsmann aus Rußland geholt, das ist ja inwendig mit Sägemehl gefüllt!

Deutsch.

Von Anst v. Panhuf.

In dem niedrigen Wohnzimmer mit der verbläuten Rosenmuffertapete, zu der die alten Möbel aus Kirschbaumholz so vorzüglich paßten, saßen Tante Tönchen und Tante Fingchen, wie sie in der Familie v. Leuwald genannt wurden. Sie besprachen eifrig, wer von den Leuwalds in diesem plötzlichen hereingebrochenen Krieg mit ins Feld zog. Und da Tante Tönchen und Tante Fingchen mit ihrer mündlichen Aufstellung zu Ende waren, konnten sie feststellen, keiner, der den alten deutschen Namen Leuwald führte, und keiner, der mit einem dieses Namens in verwandtschaftliche Beziehungen getreten, würde fehlen, nun es galt draufloszuschlagen, nun es zu zeigen galt, daß man wußte, was Deutschland von seinen Söhnen forderte. Nur einen Namen hatte man nicht genannt, einen Namen, der eigentlich nicht hätte fehlen dürfen. Aber es war, als scheuten die beiden Damen davor zurück, ihn auszusprechen, als binde ihnen etwas die Zunge.

Es klopfte, und ohne das Herein der Schwestern abzuwarten, fürmte ein blondes, schlankes Mädchen ins Zimmer. Das junge Gesicht strahlte.

„Ach, ihr Tanten, da sitzt ihr in eurem altmodischen Bau und derweil feiert unsere Stadt draußen seine größten Stunden. Eben ist ein Regiment ausgerückt. Herrgott, wat das schön und feierlich!“ Ihre Blauaugen leuchteten. „Mit Blumen haben wir unsere Soldaten beworfen und ihnen tausend gute Wünsche gerufen. Ach, ihr Tanten, wie könnt ihr hier in dem stillen Zimmer hocken, während draußen die Wogen der Begeisterung so hoch gehen, daß man davon überwältigt wird.“

Sie sank atemlos in einen der steifen Stühle, dessen Sitz mit grünem, verblühtem Wappentuch bedeckt war. Jung, blond und rosig sah Marielene v. Leuwald da und sah die Tanten fast vorwurfsvoll an.

Tante Tönchen schüttelte den Kopf. „Marielene, du bist eigentlich alt genug, dir die allzu impulsiven Manieren abzugewöhnen, du weißt, daß wir gewiß patriotisch sind, aber ich meine, für Hans Leuwalds Tochter gebühre sich jetzt Ernst, denn Vater und Brüder ziehen auch in den Krieg.“

„Gott sei Dank, Tante Tönchen, es wäre mir und ihnen wahrhaftig gräßlich zuzumute, wenn sie dabei bleiben müßten. Zum Trauern und Heulen haben deutsche Mädel jetzt keine Zeit, und frohe Gesichter müssen wir ihnen zeigen, ihnen, die ihr Leben zum Schutze und zur Ehre des Vaterlandes aufs Spiel setzen.“

Tante Fingchen lächelte weich. „Nicht so stürmisch, Marielene, Tante Tönchen meint es nicht so, aber wir Alten sind schwerfälliger als eure Jugend.“

Marielene nickte. „Ragst wohl recht haben, Tante Fingchen“, und dann fügte sie hinzu: „Morgen muß auch Joachim fort, er war vorhin bei uns, sich zu verabschieden, ich denke, er wird auch bald bei euch antreten.“

Raum war das letzte Wort über ihre Lippen, da pochte das Mädchen und meldete: „Herr v. Courtmont läßt fragen, ob er die Damen sprechen darf.“

Im nächsten Augenblick betrat Joachim v. Courtmont das kleine Zimmer, das einen so knappen Rahmens für seine kräftig — schlante Gardesfigur abgab. Er trug schon die feldgraue Uniform und neigte sich zum Kuss über die schmalen Finger der alten Schwestern, darauf begrüßte er Marielene mit festem Handschlag und ausleuchtendem Blick.

„Wir wollen hoffen, dein Regiment nimmt an den Kämpfen im Osten teil“, meinte Tante Tönchen, nachdem sich Joachim gesetzt.

Er zuckte die Achseln.

„Glaube es kaum, trotzdem es mir, offen gesagt, auch lieber wäre.“

Ueber Marielenes Stirn zog ein Wölckchen.

„Anfinn“, entfuhr es ihr, „Feind ist Feind, und ob du ein paar Russen oder ein paar Franzosen totschießt, ist gleich.“

„Aber Kind, Kind“, Tante Fingchen sah mißbilligend auf die blonde Richte, um deren Lippen es wie Luftstrahl lag, „du weißt doch so gut wie wir, daß Joachim der Sproß einer uralten französischen Familie ist, einer Refugiesfamilie, die unter dem Sonnenkönig die Heimat verließ. Sein Name ist französisch, und es rollt auch sicher noch französisches Blut in seinen Adern und —“

„Um Gottes willen, Tante, höre auf, Joachim ist genau so deutsch wie wir Leuwalds, oder meinst du, die Heirat mit drei Leuwaldschen Mädchen zählt bei den Courtmonts nicht?“

Joachim mischte sich ein. „Das verheißt du nicht, Marielene, Urpater heiratete allerdings eine Leuwald, auch Großvater und Vater, aber so lieb und liebenswert die Leuwaldschen Frauen sein müssen, weil drei Generationen sich unter ihnen Gattinnen wählten, so meine ich, ist das für die Rasse doch nicht ausschlaggebend.“

Joachim mischte sich ein. „Das verheißt du nicht, Marielene, Urpater heiratete allerdings eine Leuwald, auch Großvater und Vater, aber so lieb und liebenswert die Leuwaldschen Frauen sein müssen, weil drei Generationen sich unter ihnen Gattinnen wählten, so meine ich, ist das für die Rasse doch nicht ausschlaggebend.“

„Zwei gekreuzte Schwerter“ Das war ja das Wappen der Courtmonts, das war ja das Wappen seiner Familie.

Er erinnerte sich, gehört zu haben, alle Courtmonts hätten Frankreich unter Ludwig dem Bierzehnten nicht verlassen, und nachdenklich betrachtete er das alte, von Wind und Wetter grau gewordene Haus. Blühlich drückten die Mannschaften weit nach

Marielene sprang auf, und ihre Augen waren vor Empörung ganz dunkel.

„Nun, wenn den Courtmonts drei Leuwaldsche Frauen nicht helfen konnten, ganz deutsch zu werden, wird es wohl auch die vierte nicht können, und deshalb, lieber Joachim, gebe ich dir deinen Ring zurück.“ Sie zog den mattgoldenen Ring, den sie als einzigen Schmuck trug, ab, und ihn auf den Tisch legend, wandte sie sich den beiden alten Damen zu, die sprachlos der Szene gefolgt waren.

Daß Joachim sich in einer für das Vaterland so hochwichtigen Stunde an seine französische Herkunft erinnerte und sogar noch französisches Blut in sich feststellte, genügt mir, einzusehen, er ist nicht der richtige Bräutigam für die grunddeutsche Marielene Leuwald.“

Sie griff nach ihrem Hut, den sie vorhin bei ihrem Eintritt achtlos auf einen Hocker geworfen. „Adieu, Tante Fingchen und Tante Tönchen, doch nein, adieu sagt man nicht mehr und „Mit Gott“ klingt auch tausendmal schöner. Also mit Gott! Und das „Mit Gott“, Joachim, gilt auch dir und noch eins: ...“

„Solltest du einmal dahinter kommen, daß deine dunklen Augen und dein dunkles Haar noch lange keinen Franzosen machen, denn das gibt es auch hier und überall, dann kommst du mir's mitteilen, falls dir Marielene Leuwald jemals ernstlich etwas gegolten.“ Damit war sie zur Tür hinaus.

Stumm sahen sich die Schwestern an, aber sie äußerten keine Worte, und Joachim Courtmont nahm bald Abschied.

Sein Gesicht war blaß, aber unsagbar kühl, und seine Lippen lagen fest aufeinandergepreßt, als er seiner Wohnung zuschritt.

Konnte er denn dafür, daß die Wiege der Vorfahren jenseits der Wogen gestanden, und daß er das Blut des alten Geschlechtes noch immer in sich spürte? —

„Viel“, wohl, Marielene Leuwald, ein schöner Traum ging allzufrüh zu Ende. —

Ein so eigenes Gefühl befiel ihn bei dem Gedanken, nun gegen die Menschheit des Landes, das die Wälder Heimat genannt, das Schwert zücken zu müssen — ein ganz sonderbares Gefühl. — Wie ein Alp legte es sich auf Joachim Courtmonts Brust, da er darüber nachgrübelte, und vertiefte sich bei den Kameraden.

Heiße Tage folgten. Joachim Courtmonts Regiment war eins der ersten, die quer durch Belgien zogen, und es blieb ihm im Schlachtgeföh nicht viel Zeit, an die blonde Marielene zu denken. Nur zuweilen, wenn er des Abends müde umfand, war es ihm, als packe ihn Heimweh nach dem blonden Mädel, das sein Weib werden sollte, und das ihm seinen Ring zu rückgegeben, weil er —

Ja, weshalb eigentlich?

Er war deutscher Offizier und dachte keine Sekunde lang daran, irgend etwas zu tun, was sich nicht mit der Ehre seines Standes vertrug, aber wer durfte ihn verdammen, weil in ihm, dem Entel, noch etwas von dem Jüden lebte, die einst der Ahnherr gedachte.

Durch Belgien betreten die deutschen Heere französischen Boden und der Sieg befestete sich an die deutschen Fahnen, daß sie sich stolz im Winde blähten und freudig aufstatterten in befriedigtem Triumph.

In Joachim Courtmont aber war eine Wandlung vorgegangen, seit er den ersten Franzosen entgegengestürmt. Nicht eine Sekunde lang hatte er dabei seiner Herkunft gedacht. Ja, war es denn nur törichte Eitelkeit gewesen, die ihn die Erinnerung daran hatte pflegen lassen?

Mit einem gewissen Staunen, in das sich Verachtung mischte, blickte er auf die meist schwächlich wirkenden Franzosen, und er empfand mit Stolz seine große, breite Gestalt. Der Franzosen Art und Wesen stießen ihn ab, und sein eigener Name hing an, ihm wie eine Last zu drücken. —

Eines Tages marschierte Joachim, etwas hinter seinem Regiment zurückgeblieben, an der Spitze seiner Kompagnie durch ein kleines französisches Städtchen. Die Bewohner hatten sich beim Nahen der gefährdeten Deutschen in ihre Häuser zurückgezogen. Joachim spähte umher, man durfte niemals vor Augen aus dem Hinterhalt sicher sein.

Aber alles schien sich, wie der Bürgermeister des Ortes versichert hatte, ruhig zu verhalten.

Ganz am Ende des Städtchens besaß sich ein kleines altes Haus, es hatte etwas Bornemes, sah aus wie eine zurückhaltende aristokratische Greisin. Ueber der holzgeschnitzten dunklen Eingangstür sah man ein Wappen. Joachim stieg.

Zwei gekreuzte Schwerter Das war ja das Wappen der Courtmonts, das war ja das Wappen seiner Familie.

Er erinnerte sich, gehört zu haben, alle Courtmonts hätten Frankreich unter Ludwig dem Bierzehnten nicht verlassen, und nachdenklich betrachtete er das alte, von Wind und Wetter grau gewordene Haus. Blühlich drückten die Mannschaften weit nach

links hinüber, ein scharfer Knall hatte sie erschreckt.

Joachim Courtmont sprang vor, da lag eine Bombe mitten im Weg, eine Bombe, die, Gott sei Dank, nicht explodiert war.

Wie eine Welle, die dem Ufer zustrebt, so stürzten sich die Soldaten auf das Haus zu, über dem die zwei gekreuzten Schwerter prangten. Die Holztür war eins, zwei, drei aus den Angeln gehoben und durch den schmalen Flur ergoß sich die Schar. Boran Joachim Courtmont. Doch alle Zimmer schienen leer. Eben betrat man ein hübsches dunkelgelbtes Gemach, und Joachim war es, als bewege sich die Tür eines breiten Garderobeschrankes. Mit einem Schlag war er dort. Der Schlüssel steckte, aber trotzdem war er nicht zugeschlössen. Schmer ging die Tür auf, sehr schwer, und Joachim vermeinte von innen ein leises Geräusch zu vernehmen, wie wenn Nägel, die sich festzuhalten suchten, krachten.

Langsam gingen endlich die breiten Flügeltüren auf. Ein Geruch von eingekampften Kleidungsstücken strömte Joachim entgegen, und ein paar Soldaten lachten: „Psui, Mottenpulver!“

Joachim's Augen aber hatten zitierten den vielen und eng aneinandergepreßten Kleidungsstücken etwas erspäht, was ihn für einen Moment zusammenzucken ließ. Eine alte obernährische Männerhand, die den Kolbenhals eines Revolvers umspannt hielt. Schon wollte er die Kleider, hinter denen sich der Mensch verbarg, beiseite reißen, wollte seinen Leuten ein Zeichen geben, da stützte er, am vierten Finger der Hand sah er einen breiten Wappenstein — und im Wappen die zwei gekreuzten Schwerter der Courtmonts.

Ein kurzes, schwarzes Nachdenken, ein Aufstöhnen der hohen Gestalt, und Joachim Courtmont schlug die Türen des Schrankes zu.

„Ihr habt recht, es riecht scheußlich nach Mottenpulver!“

Er tat, als drehte er den Schlüssel nach rechts, aber es war nur eine blinde Bewegung, die Schranktür blieb offen, wie sie gewesen.

„Schnell, schnell, wir können uns hier nicht länger aufhalten“, rief er, die hinterlistigen Bombenwerfer werden sich längst durch irgendein Seitenpförtchen in Sicherheit gebracht haben.“

„No, es wäre ihnen auch schlecht gegangen, wenn wir sie ertwischt hätten“, brummte einer mit riesigen Häufen.

Joachim aber verließ überhastigt das Haus, an dem sein eigenes Wappen eingemeißelt war, das ihm aber jetzt so fremd, so entsetzlich fremd dünkte.

Sein Kopf hob sich stolz. Er hatte nichts gemein mit elenden Meuchelmördern, und ihm war es, als sei sein Name fortan ein schweres, eisernes Gewand, das ihn erdrücken müsse. Und dennoch, die welke, von hochgetriebenen Adern durchzogene alte Hand hatte sein Herz zugunsten des Mitleids entscheiden lassen. Einmal, weil der, dem diese Hand gehörte, in einem Alter stehen mußte, in dem ihm wohl kaum noch viel Lebenszeit zu neuen Niedertätigkeiten blieb, und dann — nun dann — Vorväter waren wohl einmal Brüder gewesen, und solange er selbst den Namen Courtmont trug, wollte er ihn nicht der Verachtung aussetzen. Hoffentlich aber trug er ihn nicht mehr lange, denn ein Plan erwachte plötzlich in ihm und nahm immer stärker umrissene Gestalt an. Froh und zufrieden stimmte ihn dieser Plan und ihm war es, als nicht ihm die blonde Marielene zu und strecken sich ihm ihre schlanken Arme verführend entgegen.

Eine Woche später fürmte die blonde Marielene Leuwald wieder in das altmodische Tanzzimmer mit der Rosenmuffertapete und den Kirschbaumholzmöbeln. Ihr Gesicht war glückselig und ihre Augen lachten.

„Ihr Tanten, ich bringe eine schöne Botenschaft! Joachim hat mir geschrieben, er wisse jetzt ganz genau, daß nicht das kleinste Tröpfchen französisches Blut mehr in ihm sei, ganz genau wisse er das, den blonden Leuwaldschen Frauen gebühre dafür aber Dank, und wenn er wieder heimkehrt, dann will er Se. Majestät bitten, den Namen Courtmont auf deutsch in Hofberg wandeln zu dürfen! Ach, ihr Tanten, das klingt doch anders — so gefund und markig.“ Sie reichte jubelnd die Arme hoch. „Gott sei Dank, daß er's nun weiß, wie durch und durch deutsch er ist, mein Joachim, Gott sei Dank, daß er sich nun völlig darüber klar geworden, ich — ach ich wußte und fühlte es ja längst, sonst hätte ich ihn ja nie, niemals lieben können.“

Goldene Abendsonne fiel durch die halb zugezogenen Vorhänge und hüllte das blonde Mädel in einen schimmernden Strahlenmantel.

Die beiden alten Damen nickten sich lächelnd zu und Tante Fingchen meinte, die schmalen Hände fallen: „Ja, es ist doch etwas Wunderliches um das Deutschsein, das empfindet man erst so recht immer und tief in dieser schweren, vielleicht schwersten Zeit für Deutschland.“